

DAS NEBELHORN

HERAUSGEBER:

DR. HERBERT MÜLLER-GUTTENBRUNN

INHALT:

Republikfeier / Prof. Dr. Friedrich S. Krauß: Altindische
Staatenlenker und die europäischen der Gegenwart /
Zur Frage der Strafwürdigkeit der männlichen Prostitu-
tion / Der künftige Kaiser von Indien / Schubertfeier /
Dämmert es endlich?

Nachdruck verboten

Preis 60 Groschen

VERLAG »DAS NEBELHORN«, GRAZ
JAKOMINIGASSE 38.

Erscheint am 1. und 15. jedes Monats

DAS NEBELHORN

Nr. 46

15. November 1928

II. Jahr

Republikfeier

O Schmerz, laß nach — o Schmerz, laß nach!

Ein Klagelied auf die November-Schmach.

Der Schmerz ist tief, der Schmerz ist groß,
Wenn wir betrachten Deutschlands Los.

Kaum trägt das treue deutsche Herz
Den unerträglich tiefen Schmerz.

O Schmerz, laß nach — o Schmerz, laß nach!
So seufzen wir jetzt jeden Tag.

Kaum kann der deutsche Geist verstehn,
Was wir doch klar vor Augen sehn:

Das Deutsche Reich, von Gott errichtet,
Ward jäh von Menschenhand vernichtet.

Der Kaiser, den Gott eingesetzt,
Er weilt in fremdem Lande jetzt.

Und zweiundzwanzig Hochgeborne,
Von Gott zum Herrschen Auserkorne,

Die gnädiglich das Volk regierten
Und auf den Pfad der Tugend führten,

Sie, um die uns die Welt beneidet',
Sind ihres Herrschertums entkleidet.

Das Volk entließ die gnäd'gen Herren,
Als ob sie seine Diener wären.

Das Heer, das einst des Erdballs Schrecken,
Es muß entehrt die Waffen strecken.

Die größten Helden der Geschichte,
Man stellt sie vor ein Strafgerichte.

O Schmerz, laß nach — o Schmerz, laß nach!
So seufzen wir ob solcher Schmach.

Ach, wie viel schlechter ist die Welt,
Als wie wir sie uns vorgestellt!

Ach, hätten wir das doch gewußt
Im Jahre vierzehn, im August!

Wir hätten gern auf Krieg verzichtet,
Der unser ganzes Glück vernichtet.

Wir konnten in des Friedens Tagen
Nicht über Glückesmangel klagen.

Wir hatten blühende Kolonien,
Handel, Gewerbe, Industrien.

Die deutsche Landwirtschaft gedieh
In jenen Tagen wie noch nie.

Der Wohlstand wuchs in jedem Stande
Im ganzen deutschen Vaterlande.

Im Ausland wurden wir geachtet,
Wenn auch mit Mißtrau'n oft betrachtet.

Zwar ward der inn're Feind begehrlieh,
Doch war er uns noch nicht gefährlich.

So ward uns durch den langen Frieden
Ein reiches äußeres Glück beschieden.

Hätt' Selbstsucht unser Herz regieret,
Wir hätten nimmer Krieg geführt.

Denn was die Selbstsucht mocht' erstreben,
Das konnt' uns nur der Frieden geben.

Was war's denn, was in Krieg uns trieb?
Es war die reinste Feindeslieb'.

Wohl gaben wir den Feinden Keile,
Doch nur zu ihrem eig'nen Heile.

Wir wollten sie ja nur bezwingen,
Um ihnen die Kultur zu bringen.

Wir wollten, daß am deutschen Wesen
Nun endlich mög' die Welt genesen:

Daß deutsche Zucht und Redlichkeit,
Fleiß, Ordnung und Rechtschaffenheit,
Gehorsam, Treue, fromme Sitte
Nicht nur in unsrer eig'nen Mitte,
Nein, in der ganzen Welt erblühen.
Drum wollten in den Krieg wir ziehen.
Drum haben stromweis wir vergossen
Das Blut der eig'nen Volksgenossen
Und hoch und niedrig nicht geschont,
Wie aber hat man uns gelohnt?
Ach, nie, solange es Menschen gibt,
Ward schnöderer Undank je verübt.
Die Feinde waren gar nicht wert,
Daß wir für sie gezückt das Schwert.
Die Feinde wollten gar nicht haben
Die ihnen angebotnen Gaben.
Sie lieben gar nicht die Kultur,
Nein, Luxus, Leichtsinn, Laster nur.
Sie kennen gar kein höheres Streben,
Als nied'rer Lust sich hinzugeben.
Die Arbeit ist für sie nur Last,
Die deutsche Zucht sogar verhaßt.
Und weil sie deutsche Art nicht schätzen,
Sie wagten's, sich zu widersetzen.
Mit Hinterlist und frechen Lügen
Verstanden sie's, uns zu besiegen.
Sie stürzen uns in Not und Schande
Und nennen uns die Hunnenbande. — —
Die Siegeslieder sind verklungen,
Die wir vier Jahre lang gesungen.
Wir seufzen nur in unsrer Schmach:
O Schmerz, laß nach — o Schmerz, laß nach!

Dieses, von bürgerlichem Schmerz überquellende Gedicht wurde mir von einem Berliner Freund des Nebelhorns, der anonym zu bleiben wünscht, zugesandt. Es stammt nicht von ihm, sondern von einem deutschen Pfarrer, der bald nach dem Umsturz starb, weil er mit dem Zusammenbruch der monarchistischen Form der gottgewollten Ordnung jeden seelischen Halt verloren hatte. Er wäre vielleicht nicht gestorben, wenn er Gelegenheit gehabt hätte, sich am „Dolchstoß“-Gedanken moralisch wieder emporzuranken, wie der sagenhafte Hecht in einem Gedicht Christian Morgensterns am vegetarischen Gedanken. Aber leider arbeiteten die patriotischen Gehirne, die als plausibelste Erklärung für die Dresche die Dolchstoßlegende ersonnen haben, nicht rasch genug. Und so mußte der arme Pfarrer sterben. Und erfuhr nichts davon, daß die Niederlage, die Ludendorff schon im Jahre 1917 vorausgesagt hatte, nicht das Werk dieses eigentlichen Mörders aller nach diesem Zeitpunkt Gefallenen war, sondern das Werk der Arbeiterklasse, die im Jahre 1918 mit vierjähriger Verspätung endlich das tat, was sie schon 1914 hätte tun sollen: streiken.

Aber nicht nur durch den tragischen Tod seines Autors, der gar nicht notwendig gewesen wäre, ist dieses Gedicht heute noch bemerkenswert, sondern vielmehr dadurch, daß es den Schwindel einer „Republikfeier“ enthüllt. Denn was wir feiern, ist nicht das zehnjährige Bestehen der Republik, sondern die Tatsache, die jener Pfarrer dort oben beklagt: daß soundsoviel Hochgeborene, von Gott zum Herrschen Auserkorne das Zepter hinlegen und der politischen Welt Ade sagen mußten. Nicht die Geburt der Republik feiern wir, sondern den Tod der Monarchie. Die Wenigsten machen sich darüber Gedanken, aber Seipel weiß es. Es geht ihm doch wahrhaftig nicht so schlecht in der Republik, daß er nicht Ursache hätte mitzufeiern. Trotzdem verschwindet der Bundeskanzler der Republik alljährlich mit mathematischer

Pünktlichkeit am Feiertage dieser Republik aus der Hauptstadt, denn er ist ein Monarchist und weiß, daß nicht der Staat, der ihm die Reisediäten zur Flucht vor dem lauten Lärm des Republikfestes zahlt, gefeiert wird, sondern die Absägung jener monarchistischen Hirten, ohne die sich ein katholisches Hirn nun einmal keine Herden vorstellen kann. Ich bin nur neugierig, ob es ihm wie alljährlich so auch heuer, wo es doch noch weit auffallender wäre als in früheren Jahren, gelingen wird, sich zu verkrümeln und so nicht nur ein mannhaftes Bekenntnis zur Monarchie abzulegen, sondern sich auch — es ist überraschend, aber wahr — als anarchistischer Agitator zu betätigen. Denn durch seine Flucht beweist Seipel, den ich — als Pendant zum russischen Großmütterchen der Revolution — Großväterchen der Reaktion bezeichnen möchte, nicht mehr und nicht weniger, als daß es unmöglich ist, das Bestehen eines Staates zu feiern. Möglich ist es nur, das Zugrundegehen eines Staates zu feiern. Denn selbst jede neue Staatsform, mag sie noch soviel auf bürgerliche Ordnung halten, weiß sich schließlich keiner höheren Tat zu rühmen als einer anarchistischen: die alte Staatsform umgebracht zu haben. Die Franzosen feiern die Erstürmung der Bastille, die Amerikaner die Unabhängigkeitserklärung, die Russen den Zusammenbruch des Zarenreiches, die Italiener den Marsch auf Rom usw. Jetzt heißt's nur so lange warten, bis auch die Teppublik, in der das gilt, was die Majorität, also die Dummheit, beschließt, zu jenem alten Eisen gehört, das Gott ehemals wachsen ließ, weil er keine Knechte wollte, nun aber verrostet läßt, weil er erkannt hat, daß es von jeder Art von Staat ja doch nur zur Erzeugung von Knechten verwendet wird.



Altindische Staatenlenker und die europäischen der Gegenwart

Ein völkergeschichtlicher Vergleich

Einen sehr beliebten Stoff zu geistreichen Unterhaltungen bietet die Frage, um wie viel die höhere Kultur und Gesittung die Menschheit veredle und verbessere. Zum Schluß gelangt man gewöhnlich zur befriedigenden Erkenntnis, wir Zeitgenossen hätten es unter der Leitung unserer Staatenlenker gar weit über die vergangenen Menschengeschlechter hinausgebracht. Solange als wir außerstande waren, die Lobpreiser zu widerlegen, mußten wir unser Mißtrauen unterdrücken und ihnen glauben. Glauben heißt freilich nichts wissen. Mit einem Schlag aber änderte sich die Sache, als im Jahre 1909 der Inder Shamasastri aus einer von ihm entdeckten südindischen Handschrift das altberühmte, verschollen gewesene Arthaçâstra des Cånakya oder Vishnugupta Kauṭilya, des Panditen und Staatskanzlers der Candragupta, herausgab. Der Verfasser lebte ums Jahr 300 vor unserer Zeitrechnung.

Für unsere Kenntnis Altindiens ist dies Werk wohl von beispiellosem Wert. Schon die Fülle des darin enthaltenen kulturgeschichtlichen Stoffes dürfte man geradezu eine Sintflut nennen. Niemand, der sich Kunde verschaffen will von Altindien und altindischen Dingen, kann sich's leisten, das Werk nicht zu lesen und nicht sorgfältig zu lesen. Ja, es ist auch wichtig für die Geschichte einer großen Menge von Wissenszweigen und für Leute, denen Indien an und für sich gleichgültig ist, denn es liefert uns die übereinstimmendsten Parallelen zu unseren so viel gerühmten gegenwärtigen Umständen und Verhältnissen, in denen sich die überwiegende Mehrheit der europäischen Bevölkerung schmerzensreich krümmt und windet.

Dieses Werk Kauṭilyas ist uns Deutschen nun zugänglich geworden. Einer der gründlichsten Kenner der

Sprachen und Literaturen Indiens, der vormalige Professor für Indologie an der Universität zu Chicago, Dr. Johann Jakob Meyer, hat es unter dem Titel: „Das altindische Buch vom Welt- und Staatsleben, das Arthaçâstra des Kauṭilya“ aus dem Sanskrit übersetzt und mit Einleitung, Anmerkungen und Schlagwörterverzeichnissen versehen im Verlag Otto Harrassowitz in Leipzig herausgegeben (LXXXVIII und 983 Seiten, Großoktav).

J. J. Meyer ist ein Meister der deutschen Sprache und künstlerisch vollendeter Darstellungsweise, ein tiefer Denker von ausgebreiteten Kenntnissen und ein Weltmann im Sinne eines die Welt der Erscheinungen allseitig umspannenden Geistes. Dank seiner Leistung ist Kauṭilya sozusagen zu unserem deutschen Zeitgenossen geworden, auf dessen Wort wir gerne hören, weil er uns im Spiegel altindischer Vergangenheit unsere leidige Gegenwart vorführt. So faßt ihn auch Meyer auf und würdigt ihn darnach in seiner Einleitung zur Verdeutschung.

Ein näheres Eingehen auf Kauṭilyas Buch vom Staatsleben hieße ein neues Buch schreiben. Hervorzuheben ist, daß Kauṭilya den Staat in unserem Sinne nicht kennt. Bei ihm decken sich die Begriffe Herrscher oder Vergewaltiger mit dem vom Staate, ebenso das, was wir Nationalität und Konfessionalismus nennen, mit dem Begriffe brahmanischen Hofschranzen- und Tellerleckertums. Sittlichkeitsvorstellungen beklemmen sein Herz und Gemüt nicht, Macht und nur Macht mit unbeschränkter Selbstherrlichkeit sind Recht und Gesetz. Er deutet diesen Gedanken scharfsinnig, mit indischer, höchst umständlicher Folgerichtigkeit aus. Er weiß jedoch, daß der Mensch ein moralisches Tier ist und ein edles Bedürfnis nach einem guten Gewissen hat, nach dem Bewußtsein, er sei selber sittlich rein und der andere grundverdorben. Lug und Trug sind die Lebenskraft der Staatenlenker.

Diese Heuchelei gehört zum Handwerk des Staatsmannes, in Altindien wie anderwärts. Meyer erörtert die herrlichen moralischen Grundsätze der Inder, die vor 2200 Jahren ebenso tiefsinnig wie unsere Moralisten salbaderten, und setzt hinzu: Wir haben drei Felder nebeneinander, jedes mit besonderer Bodenfrucht. Wie töricht wäre zum Beispiel der Mann, der Wiesenland behackte wie Kartoffeln, oder der Getreide mitten im Blühen abmähen wollte, weil dies für Gras das Richtige ist! Genau so unsinnig handelt der „Schwachkopf mit unreifem Verstand“, der in der Politik die Vorschriften der Moral anwenden will! *Suum cuique!* Eine Vermengung, ein *saṃkara*, ist da ähnlich der Vermischung der Kasten und ihrer besonderen Obliegenheiten, also ähnlich dem abscheulichsten der Verbrechen. Der indische Denker ist ein Scholastiker: *distinguendum est*, heißt es auch bei ihm immer wieder. Muß der altindische Staatsmann seine politische Notdurft verrichten, dann begibt er sich in eine ganz besondere Kammer. A.—Ç. steht an der Türe angeschrieben. Diese schließt er hinter sich zu und besorgt seine Teufelsandacht mit geistigem Anstand und seelischer Sauberkeit. Bei uns aber macht der Politiker das in Räten ab, die für ganz andere Dinge da sind.

Wann werden wir zur Stubenreinheit des Denkens gelangen? So fragt J. J. Meyer und antwortet: Bei uns ist alles: Moral, Religion, Politik, Menschheitsdusel, Empfindsamkeit, Deklamation von Kulturmission und den „edelsten Horten der Menschheit“, Gier, Haß, Tücke, Roheit und Gemeinheit zusammengeschwemmt in einen einzigen Riesenstrom der Heuchelei, der in ranzig-lebertranigen Schleichwindungen durch den weltweiten Sumpf der abgrundtiefen Verlogenheit dahinpestet. Und die Völker der Erde mit ihren sogenannten geistigen Führern an der Spitze werfen sich platt auf den schleimigen Boden und trinken und trinken von diesem Gemisch aus Leichenwürmerfett und Schlangengeifer, trinken

sich den Bauch prall. Und sie erbrechen sich nicht! Das größte Elend unserer Zeit kommt vom Mangel an geistiger Ehrlichkeit, an intellectual honesty. Man denke nur an die Gestalt Woodrow Wilsons. Die einzige Rettung in dem verflossenen Weltkrieg wäre ein „Frieden ohne Sieg“ gewesen, wie ihn der Wortplätscherer selber so laut verkündet hatte. Jeder hätte sich um die Frucht all der furchtbaren Opfer betrogen, sich aber um eine wirksame Lehre reicher gesehen — a sadder and a wiser man, wenigstens auf einige Zeit, wäre jeder nach der unvergleichlich dummen Schauernacht des Völkerwahnsinns erwacht. Wilson, nur er, hat das alles vereitelt und den „Frieden“ von Versailles mit all seinem unerschöpfbaren Fluch möglich gemacht.

Gegenüber dieser geistigen Unehrllichkeit nun habe ich Kauṭilyas Arthaçâstra als ein reinigendes, erfrischendes, stärkendes Bad empfunden, sagt J. J. Meyer, und jeder unbefangene Leser des Werkes wird sich von der gleichen Empfindung ergriffen fühlen.

Will man es als Schlammbad gelten lassen, so setzt Meyer weiter fort, auch gut.

Über vieles werden manche lächeln. Hüten wir uns aber vor dem überheblichen Lächeln. Im wesentlichen anders geht es bei uns auch nicht zu. Kleinstaatlich eng muß uns Kauṭilyas Welt vorkommen. Aber ob sich nun fast alle Millionenvölker der Erde zusammenrotten, um ein einziges Volk zu zerschmettern, oder ob mehrere indische Râjas einen Samurâya bilden, um einen anderen Kleinfürsten zu erwürgen, bleibt sich gleich. Der erste Brudermord kehrt immer und immer wieder. Abels Feuer brannte heller und höher als Kains Feuer.

Kain empfing nach dem Morde ein Zeichen auf seine Stirn, das ihn für alle Zeiten kenntlich machte. Welches Brandmal aber wäre blutrot und nachtschwarz genug für die Chemie unserer Tage, die sich dazu verkauft hat, die Millionen ihrer Mitmenschen wie Ratten im Loch zu vergiften? Und wem verkauft? Jener Spottgeburt

aus wahnwitziger Gier und unsagbarer Gemeinheit, aus schakalhafter Furcht und abgründiger Dummheit, dem heutigen Geld- und Militärstaat. Die Wangen brennen einem vor Scham, wenn eine solche feile Überdirne auch Wissenschaft genannt wird, ja als die Hauptwissenschaft der Gegenwart und der Zukunft gilt. Bei Kauṭilya sind die zahlreichen Vergifter der Feinde verachtetes Geschmeiß, arme Teufel, die auf diese Art einen Lebensunterhalt erschnappen müssen. Wie viel fortgeschrittener ist unser Staat, dem sich Männer in den höchsten Ehrenstellen zu dem unsäglich viel gemeineren Menscheninsektenvertilgerwerk des heutigen Gaskrieges herdenweise anbieten! Ebenso viel bequemer hat es unser Staat mit der Seelenvergiftung der Massen. Was könnte sich da mit der Presse unserer Tage vergleichen! Adler, Löwen, Bären haben bezeichnenderweise die Staaten bisher als Wappentiere gehabt. Jetzt sind eigentlich nur noch zwei wirklich verwendbar: die indische Kobra und das amerikanische Stinktief. Ein paar klapperdürre alte Männlein ziehen hinter der Szene den Faden und Volk und Heer mit den hochmögenden Politikern und Generalen an der Spitze tanzen, gehorsam den Fingern dieser Herren von der Hochfinanz. Unsere Kriege haben im Grunde nur noch „ökonomische Ursachen“; und doch wäre der Rohstofftrog groß genug für alle. Helfen könnte nur der Mensch, wenn er sich auf seinen wirklichen Vorteil besänne. Dazu vermöchte ihm, richtig benutzt, auch Kauṭilya zu dienen.

Aber leider haben auch heute noch die alten Inder recht, wenn sie so eindringlich und auschaulich auseinandersetzen, nur die Furcht vor dem daṇḍa, vor der Gewalt, habe Macht über die Menschen. Wenn sie einzig und allein den Gewaltstaat anerkennen, keinen Vernunftstaat, gar nicht zu reden vom Bruderstaat und dergleichen mehr, also jenen Staat, der Gewalt gegen die eigenen Untertanen und gegen alle Draußenstehenden übt — wenn er kann.

Ja, wenn er kann. Kann er nicht offene Macht brauchen, dann muß er die versteckte anwenden. Sie heißt im Indischen *prajnâ* oder *mantraçakti*, die „Kraft der Klugheit“ oder „die Kraft der geheimen Anschläge“. Und diese Macht ist weit wirksamer als die der Faust, wie der Inder immer wieder sagt. „Hat er einem Klugen ein Leid zugefügt, dann atme er nicht leicht in dem Gedanken, „ich bin ihm weit entrückt. Lang sind die Arme des Klugen und mit ihnen verletzt er, wenn er verletzt worden ist.“

Krieg gilt der ganzen politischen Literatur der Inder als das schlechteste Mittel, und lieber als Gewalt soll der König sogar gegen die eigenen Untertanen Schmeichelworte, Bestechung und Veruneinigung üben, vor allem aber die geheime Abmurksung mißliebiger oder dem Staats- und Bürgerwesen schädlicher Menschen. Diese Regierung durch Meuchelmord nimmt bei Kauṭilya einen breiten Raum ein, und er hat sogar ein recht reiches Vokabular für das, was der Großmogul des Fascismus unserer Tage als „*rendere la vita difficile*“ seinen Untergebenen sogar telegraphisch anbefiehlt. Vieles Erbärmliche gibt es auf Erden, das Erbärmlichste aber ist ein Politiker; wie der Zauberlehrling Goethes kann er wohl die Unheilgeister hervorrufen, nicht aber sie wieder zur Ruhe bannen.

Wie J. J. Meyer darlegt, hat der altindische Fürst eigentlich eine sehr geringe Macht besessen und ist in Wirklichkeit lächerlich schwach gewesen. Seine Furcht, Haß und Grausamkeit waren nur Erzeugnisse seiner Schwäche. Er kannte keine Milde und kein Erbarmen. Daran knüpft J. J. Meyer Betrachtungen an, die hier im Auszuge folgen sollen, weil sie zum Verständnis unserer eigenen Lage viel beitragen.

Aus der dunkelsten Knechtschaft wird die lichteste Freiheitbegeisterung geboren, und der flammendste Apostel der Natur, Rousseau, war in seinem Wesen der unnatürlichste Kulturmensch. So trinkt denn auch der

Mensch aus dem herben Kelch seiner Schwäche den verzücktesten Rausch der Macht. „Die Apostel der Gewalt waren fast immer feine und schwächliche Leute . . . Mit ihrer theoretischen Gewalttätigkeit nahmen sie Rache an ihrer eigenen Schwäche.“ (Romain Rolland, Johann Christoph, III. Frankf. 1918. S 226). Der überaus zartbesaitete Pfarrersohn Friedrich Nietzsche sieht das Ideal in Cesare Borgia, einem vielfach widerlichen Greuelmenschen, und in Napoleon, diesem teils übermenschlichen, teils untermenschlichen Ungeheuer. Schon der Inder an sich, obwohl in alten Zeiten weit kraftvoller, als wir ihn uns gewöhnlich vorstellen, schwelgt oft frauenhaft in Kraft- und Machtträumen, und es ist wahrscheinlich kein Zufall, daß die herrlichsten altindischen Dithyramben von männlicher Tat gerade Frauen in den Mund gelegt werden. Da begreift man es, wenn der Durst nach Machtbetätigung — ob Macht des Armes oder der listigen Klugheit, läuft auf dasselbe hinaus — gerade in den altindischen Fürstenspiegeln manchmal zu wahren Schwelgereien der raffinierten Ausklügelung führt. Die Mutter war dabei die Schwäche des Fürsten und der Vater der Machthunger der Brahmanen, denen wir wohl das Arthaśāstra verdanken.

Und dennoch hat der beständig von außen bedrohte und gegen seine eigenen Leute so kraftlose König die heilige Pflicht, allmächtig zu sein, gilt er als der eine Gott, von dem alles, rein alles Gute und alles, rein alles Böse in seinem Reiche kommt, und wird ihm eingeschärft: „Zum Besten des Schwachen ist die Kraft (bala, d. h. die Macht des Kshatriya und des Königs) von Gott geschaffen worden. Das Schwache aber ist ein großes Wesen, auf dem alles beruht. Das Auge des Schwachen, des Heiligen und der Schlange ist unwiderstehlich. Gib acht, o König, daß nicht dich samt deinen Anverwandten die Augen der Schwachen mit ihrem Feuer verzehren! Denn nicht wächst irgend etwas neu empor in einem Geschlecht, das von dem Schwachen

verbrannt worden ist; bis auf die Wurzel verbrennen sie. Besser und stärker als die Kraft und als alle überkräftige Kraft ist die Schwäche. Nicht umsonst fallen die Tränen derer, denen Unrecht geschehen ist, zur Erde; sie vernichten noch die Söhne und die Enkel. Wenn die fleißigen Bauern betteln gehen müssen, weil des Königs Leute schlecht gegen sie handeln, so kommt auch über ihn das Verderben.

Es wächst ein großer Baum, wird immer größer,
Und vielen Wesen gibt er eine Zuflucht;
Doch wird gefällt und wird verbrannt der Hohe,
Dann sind sie ohne Zuflucht, ohne Wohnung.“

„Selten ist der Reine“, der Fürst, der da edel, gut und menschenfreundlich ist. Selten, ja, aber dennoch vorhanden ist sie hier und dort einmal in der Welt, die Reinheit des Herzens und des Geistes. Es gibt eine unendlich höhere Reinlichkeit und Richtigkeit des Denkens als die, welche J. J. Meyer als einen Gegensatz zum Brauch unserer Politiker an Kauṭilya rühmt. Auch diese hat Altindien gefunden, hebt Meyer hervor, wie sie anders gewendet, unmittelbarer Jesus von Nazareth gefunden hat. Sie ist sogar einmal, vor Jahrtausenden schon, als jugendlich begeisterte Bewegung durch die besten Geister des Gangeslandes dahingebraust, frühlinghaft, Leben weckend, das nie mehr sterben wird. Sie faßt sich zusammen in dem größten Wort, das je von Menschenlippen erklang, in dem Tat tvam asi von Chândogya (Upanishaden VI. 8). Käme der Gedanke, daß wir, ich und alle anderen, nur das eine Ewige sind, daß also jeder in jedem andern nur sich selbst schädigt oder fördert, auf Erden zur Herrschaft, dann, nur dann wäre auch Kauṭilya samt allen seinen dahingegangenen, heutigen und noch kommenden Politikerbrüdern einzig und allein eine geschichtliche Merkwürdigkeit.

Seine Einleitung beschließt J. J. Meyer mit den zum Nachdenken und zum Handeln anregenden Bemerkun-

gen, die jedem bedächtigen Leser Kauṭilyas und der Erläuterungen Meyers aus der Seele klingen: „Inzwischen aber ist sogar auf nur annähernde Umgestaltung dieser Art nicht die geringste Aussicht, und so geht es weiter, dieser Samsâra menschlichen Wahnwitzes und Elends, der Kreislauf, wo das Böse immer neues Böse, die Dummheit immer neue Dummheit erzeugt, wo Gewalt immer neue Gewalt hervorruft, wo der eine Politiker immer den andern betrügt, einesteils um dem Betrogenwerden zuvorzukommen, andererseits um heimzuzahlen, wobei der wirkliche, der schließliche Erfolg doch der ist, daß der Preller sich selbst oder, besser, sein eigenes Volk geprellt hat. Da können wir wenigstens eines — wir können uns vor Überhebung hüten, uns bewußt bleiben, welch ein Gemächte wir sind. Schiva sagt im Mahabhârata XII, 90: „Wer den Hochmut überwindet, ist ein König, wer von ihm überwunden wird, ein Sklave.“ Auch dazu kann eine richtige Lektüre des Kauṭilya dienen, als Propädeutik für das Studium aller Politiker füge man auch Bücher hinzu wie die „Insel der Pinguine“ von Anatole France und Jonathan Swifts ewig jungen Gulliver, namentlich den vierten Teil.“

*

So lehrreich J. J. Meyers Einleitung auch ist, so gibt sie doch nur in weiten Umrissen eine Vorstellung vom Arthaçâstra, das sich in fünfzehn Bücher gliedert und eine Kulturwelt umfaßt. Das Werk entsprang nicht wie aus einem Gusse dem Kopfe Kauṭilyas, es ist vielmehr eine sehr gründliche, gelehrte Verarbeitung einer ansehnlichen Reihe vielleicht um Jahrhunderte älterer Vorarbeiten. Es entstand etwa so wie die Bibel, die Vedensammlungen und die Epenreihen der Ilias und Odyssee, nur mit dem Unterschiede, daß Kauṭilya seine Vorgänger öfters auch nennt und zu Ehren bringt.* Er

* Einen befriedigenden Aufschluß darüber gewährt J. J. Meyers Werk: Über das Wesen der altindischen Rechts-

schrieb zu einer Zeit, als es noch kein richtiges Germanentum und Slawentum gab und das Romanentum in der Geschichte erst aufzutauchen begann. Mittel- und Nordeuropa befanden sich dazumal in einem Kulturzustande, den unsere Altertumforscher als prähistorisches Zeitalter bezeichnen. Inzwischen haben, zumal in den jüngsten vier Jahrhunderten, europäische Denker die altindischen eingeholt und in manchen Stücken sogar überholt, insbesondere durch Anbahnung einer naturwissenschaftlichen Ergründung der geistigen und leiblichen Erscheinungen des Menschenlebens. Unter anderem entstand die Wissenschaft der Volks- und Völkerforschung mit einem die gesamte Menschheit umspannenden Gesichtskreis, der den Indern fremd war, denn ihr eigenes Völker- und Sprachengebiet bildete für sie eine in sich abgeschlossene Welt. Diesem Boden entsproß Kauṭilyas Arthaśāstra als eine Monographie des altindischen Volkstums mit Hinblick auf die kriegerische, alles beherrschende Verfassung. In dieser Hinsicht lernen wir von Kauṭilya merkwürdig viel, denn im wesentlichen haben wir Europäer es noch nicht weiter gebracht und sind ebenso rückständig wie die Inder vor dritthalbtausend Jahren. Das wird dem Leser erst dank der eingehenden, oft tiefsinnigen, manchmal von kaustischem Humor gewürzten, ethnologischen, folkloristischen, rechtswissenschaftlichen Erläuterungen J. J. Meyers klar, die uns das Werk wundervoll verlebendigen. Man lernt von Kauṭilya und noch mehr von J. J. Meyer und unterhält sich dabei vortrefflich. Es gibt wenige Werke, denen man dies Lob nachsagen darf.

Prof. Dr. Friedrich S. Krauss.

schriften und ihr Verhältnis zueinander und zu Kauṭilya, IX und 440 Seiten Großoktav, Leipzig 1927, Otto Harrassowitz.

Zur Frage der Strafwürdigkeit der männlichen Prostitution

Richard Linsert
Abteilungsleiter am Institut
für Sexual-Wissenschaft
Berlin

Berlin NW 40, den 20. Oktober 1928.

Hochgeehrter Herr!

Erlauben Sie mir, in einer kulturpolitischen An-
gelegenheit von Bedeutung für kurze Zeit Ihr Interesse
in Anspruch zu nehmen:

Der Amtliche Entwurf eines Allgemeinen Deutschen
Strafgesetzbuches, der diesem Reichstage zur Beratung
und Beschlußfassung vorliegt, bedroht trotz eindring-
lichen Protestes der Sachkenner denjenigen Mann mit
Zuchthaus (und zwar bis zu zehn Jahren!), der „gewerbs-
mäßig mit einem anderen Manne Unzucht treibt“.

Damit soll ein Ausnahmegesetz gegen die Ärmsten
der Armen geschaffen werden; Menschen sollen in Zucht-
häusern verkommen, weil sie bittere Not zwang, auf
jämmerliche Weise das Leben zu fristen. Es handelt sich
dabei größtenteils um Menschen, die vor wirklich anti-
sozialen Handlungen, wie Diebstahl und Raub, bei aller
Not zurückschrecken.

Den Berufenen erwächst somit die Pflicht, Aufklä-
rung zu schaffen und, gerade weil das Thema peinlich
ist, das Gewissen der Öffentlichkeit wachzurufen. Die par-
lamentarische Lage läßt in dieser heiklen Frage freilich
keine aussichtsreiche Möglichkeit des Erfolges erhoffen.

So bleibt nichts anderes übrig als: der Appell an
die geistigen Führer des Volkes. Sind die beamteten
den Argumenten der Gerechtigkeit und Humanität einst-
weilen nicht zugänglich, so werden sie doch vielleicht
auf die Stimmen derer hören, deren Ruf und Ansehen
für die Ernsthaftigkeit und Lauterkeit ihrer Gesinnung
bürgt.

Deshalb bitte ich Sie, hochgeehrter Herr, mir kurz oder ausführlich Ihre Meinung kundzugeben.

Ich weiß sehr wohl, daß meine Bitte als peinliche Zumutung empfunden werden könnte, — aber die Pflicht, neuen Justiz-Frevel zu verhindern, gestattet wohl nicht, falsche Rücksicht zu nehmen.

Ich begrüße Sie

mit vorzüglicher Hochachtung
ganz ergebenst:

R. Linsert.

*

Stübing, am 1. November 1928.

Sehr geehrter Herr Linsert!

Sie waren so freundlich, mich in Ihrem Schreiben vom 20. Oktober um meine Meinung über die im Entwurf zum neuen deutschen Strafgesetz projektierte Straffälligkeit der männlichen Prostitution zu fragen und gleichzeitig der Hoffnung Ausdruck zu geben, ein solcher Appell an die „geistigen Führer des Volkes“ werde die beamteten Führer den Argumenten der Gerechtigkeit und Humanität zugänglicher machen. Ich gebe mich weder der Einbildung hin, ein geistiger Führer des Volkes zu sein, noch glaube ich, daß es je gelingen könne, einen beamteten Führer für Gerechtigkeit und Humanität zu erwärmen. Einem Beamten wird die Gerechtigkeit durch das Gesetz, die Humanität aber durch die „Vorschrift“ in (für ihn) vollkommen ausreichender Weise ersetzt und er riskiert seine Stelle und damit alles, was er hat, wenn er diesen festen Boden seines Wirkens und Würdens verläßt. Nicht was die geistigen Führer des Volkes, sondern was die Wähler zu seinem Tun sagen werden, ist ihm maßgebend. Solange aber die Wähler in ihrer Majorität der Kirche noch immer den Unsinn glauben, daß es eine „Unzucht wider die

Natur“ gebe, daß es also dem Menschen möglich sei, sich außerhalb der Natur zu betätigen; solange sie mit dem „Bevölkerungspolitik“ betreibenden Staate der Meinung sind, der Sinn des Geschlechtsverkehrs erschöpfe sich in der Erzeugung von Steuerzahlern; solange die Mehrheit der Menschen in ihren Berufen gezwungen ist, tagtäglich von geistiger und körperlicher Prostitution zu leben, weil sie sonst verhungern müßte, und ihr Mißvergnügen darüber nun die sexuelle Prostitution entgelten lassen möchte — solange können sich auch die von dieser Majorität zur Vertretung ihrer Interessen erwählten Führer auf keinen anderen Standpunkt stellen, solange wird auch das sexuelle Vorurteil das höchste Ideal aller Vorurteile zu erreichen trachten: sich zu einem Urteile, das man bequem in der Tasche nach Hause tragen kann, verdichtet zu sehen. Denn was man heute pathetisch „Gerechtigkeit“ zu nennen pflegt, ist ja doch nichts weiter als die amtliche Betreibung dessen, was der Majorität in den Kram paßt.

Das Streben, die beamteten Führer eines Volkes den Argumenten der Gerechtigkeit und Humanität zugänglich zu machen, wird aus diesen Gründen immer vergeblich bleiben müssen. Und von der Dummheit ihrer Wähler wird sie schon gar niemand überzeugen können; haben diese Wähler doch das Klügste getan, was Wähler tun konnten: sie gewählt. Menschen, die in einem Vorurteil befangen sind, kann man nicht durch einen Appell an ihre Einsicht schlagen, sondern nur dadurch, daß man ihr Vorurteil geschickt gegen ihr Vorurteil ausspielt. Kirchengläubige kann man nur durch Zitierung der Worte Christi stutzig machen, Gesetzesgläubige nur dadurch, daß man ihnen nachweist, aus dem § x, den sie anerkennen, gehe hervor, daß der § y, den sie einführen möchten, ein Unsinn sei. Im vorliegenden Falle ist das, glaube ich, möglich. Denn: was ist der Zweck des Strafgesetzes? Die sogenannten „Rechtsgüter“ vor Bedrohung oder Verletzung zu schützen. Welche Rechtsgüter werden

nun durch eine gewerbsmäßig ausgeübte homosexuelle Handlung eines Erwachsenen mit einem Erwachsenen hinter versperren Türen bedroht oder verletzt? Man müßte die Projektanten des neuen Strafgesetzes zwingen, öffentlich und ohne Phrasengedresche auf diese Frage Antwort zu geben. Werden sie, wie sie es eigentlich müßten, wenn in ihrem Hirn alles in Ordnung ist, verstummen oder werden sie zugeben, daß zwar keine Rechtsgüter gefährdet seien, daß aber zu befürchten sei, die Referenten für Erpressungsdelikte bei den diversen Gerichten könnten arbeitslos werden, wenn homosexuelle Handlungen für straflos erklärt würden und überhaupt die ganze blödsinnige Verquickung der Sittlichkeit mit der Ethik verschwände? Dann wüßte man wenigstens, woran man ist. Viel Hoffnung habe ich allerdings nicht, daß es durch eine solche präzise Fragestellung gelingen könne, auch nur für ein beschränktes Gebiet die Wolke christlich-mittelalterlichen Sittlichkeitsdunstes zu zerteilen und die Sonne Homers wieder freizulegen, die die unsittlichsten Dinge beschienen hat, aber dennoch, oder vielleicht gar deshalb, ein freies, kraftstrotzendes und glückliches Volk.

Mit den ergebensten Empfehlungen

Dr. Herbert Müller-Guttenbrunn.



Der künftige Kaiser von Indien,

also der Prinz von Wales, ist schon so oft vom Pferd gestürzt, daß es nicht weiter erstaunlich ist, wenn er den typischen Anblick eines auf den Kopf Gefallenen bietet. Ich habe zur Zeit, als alle Zeitungen von Berichten über seine Weltreise voll waren, über ihn und die königlichen Eltern, denen die halbe Erde einmal diesen Herrscher verdanken wird, folgende drei Glossen in einer Grazer Wochenschrift veröffentlicht:

I.

Am 23. Juli feierte die Sternwarte in Greenwich die 250-Jahrfeier ihres Bestandes. Der König und die Königin waren anwesend; sie sahen durch das elf Fuß lange Teleskop, durch das die imaginäre Linie des Meridians von Greenwich läuft, wonach die geographische Länge bezeichnet wird.

Was mögen wohl der König und die Königin von England für Gesichter gemacht haben, als sie durch das elf Fuß lange Teleskop sahen, durch das die imaginäre Linie des Meridians von Greenwich geht, wonach (wonach wonach?) die geographische Länge bezeichnet wird? Lange? Und was werden sie dazu gesagt haben? Ich ahne es. Wahrscheinlich: „Imaginär!“

II.

Der Prinz von Wales hat seine Reisen in Südafrika beendet und sich in Kapstadt an Bord des Kreuzers „Repulse“ begeben, mit dem er über St. Helena nach Südamerika fährt. Seine 83-tägigen Eisenbahnfahrten kreuz und quer durch Südafrika mit einer Gesamtstrecke von 9679 Meilen in dem Klima jener Gegenden sind eine Rekordleistung. Die Eisenbahnfahrten gingen in zwei weißen Zügen vor sich, die Reisegesellschaft bestand aus 90 Personen, einschließlich des persönlichen Stabes des Prinzen. Auch zwei friesische Kühe waren unter der Obhut eines Ackerbaustudenten die ständigen Insassen des einen prinzlichen Sonderzuges.

Auch der Sohn ist nicht uneben. Seine Eisenbahnfahrten sind entschieden länger als das Teleskop der Eltern, und auch die Idee, mit weißen Zügen im Land der Schwarzen umherzufahren, ist nur als sinnig zu bezeichnen. Eines aber muß ich sagen: zwei Kühe sind zu wenig für 89 Ochsen, ein Ackerbaustudent aber ist wieder zuviel für zwei Kühe, da die Anbaufläche auf diesen sicher eine zu kleine ist. Und im übrigen: Was wurde auf den Kühen angebaut, womit wurde gedüngt und wie war der Hektarertrag? Gerade das hätte mich interessiert. Aber auch hier ahne ich es: angebaut wurde Kohl, gedüngt wurde mit Gehirnjauche und der Ertrag war obige Notiz. Er war also imaginär.

III.

Der Prinz von Wales hat in der Nähe des ersten Grabes Napoleons I. auf St. Helena einen Olivenbaum gepflanzt. Zum Zeichen der Ehrfurcht hatte sich der Prinz und sein Gefolge nicht in einem Auto, sondern zu Pferde nach dem Grabe begeben. Nachher ritt die Gesellschaft nach Longwood auf einem Wege, der von dem Kaiser mit Vorliebe begangen worden war.

Sinnig ist auch dieses. Hier beschäftigt sich der Ackerbaustudent wieder mit Obstbau. Die Gründe, weshalb die Engländer am Grabe, in das ihre Vorfahren Napoleon gebracht haben, gerade eine Olive gepflanzt haben, sind okkult. Besser gepaßt hätte eine amerikanische Fichte namens Sequoia Wellingtonia. Da hätte man wenigstens „Aha!“ sagen können. So aber kann man sich bloß darüber verwundern, daß Leute dieses Schlages, die sonst bloß aus Sorge um ihre Verdauung reiten, um Kakteen zu pflanzen, diesmal aus Ehrfurcht reiten, um Oliven zu setzen. Oder haben sie bloß das Ehrfürchtige mit dem Nützlichen verbunden? Aber seien wir gerecht. Was hätten sie tun sollen? Zu Fuß gehen? Wo doch jeder weiß, wohin allein Könige zu Fuß gehen? Nein, das ging auch nicht. Die Nachricht aus Paris aber steht noch aus, daß sich Napoleon zur selben Stunde im Invalidendom so hörbar in seinem Sarge umgedreht habe, daß sämtliche diese Sehenswürdigkeit umstehenden Engländer den Mund so weit aufgerissen haben, daß sie die Kontinentalsperre bekamen.

Ich naive Seele glaubte damals bereits den Gipfel der Idiotie erreicht. Vor einigen Tagen aber fand ich diesen Bericht über die allerletzte Gipfelleistung des Prinzen:

Der Prinz von Wales, der sich auf der Reise nach Afrika einige Tage in Ägypten aufhält, stieg, begleitet von einem eingeborenen Träger, der seine Golfausrüstung trug, die Cheopspyramide und trieb von der Spitze der Pyramide einen Golfball in die Wüste.

Wie wär's, wenn man endlich einmal den Prinzen in die Wüste hinaustriebe? Es brauchte ja nicht gerade von der Spitze einer Pyramide, sondern könnte auch von der Spitze eines Staates aus geschehen. Er könnte sich dort von Kamelhaaren nähren und seine Lenden mit wildem Honig gürten und hätte so Gelegenheit, eine neue Mode zu kreieren, der günstigsten Falles mindestens die Hälfte aller ihn nachäffenden Modetrotteln

auf Erden infolge Magenkatarrhs und Lendenverkleisterung zum Opfer fallen müßte.

Doch das sind Wunschträume. Was wird in Wirklichkeit geschehen, wenn der dereinst als König den Thron seiner Väter besteigen wird? Die Kanonen werden schießen, die Glocken werden läuten, die Regierungen werden telegraphieren, die Geistlichkeit wird sich in die schönsten Zaubergewänder hüllen, Umzüge halten und Psalmen singen, der Papst wird ihm durch den Nuntius den Segen erteilen, die Zeitungen werden noch mehr lügen als sonst und hunderte Millionen Untertanenmäuler werden „God save the king!“ plärren. Ein Mund aber wird vielleicht schweigen: der des eingebornen Trägers, der die Golfausrüstung auf die Spitze der Cheopspyramide schleppen mußte. Dieser eine Mund aber soll und muß uns Hoffnung und Verheißung auf die Zukunft sein.



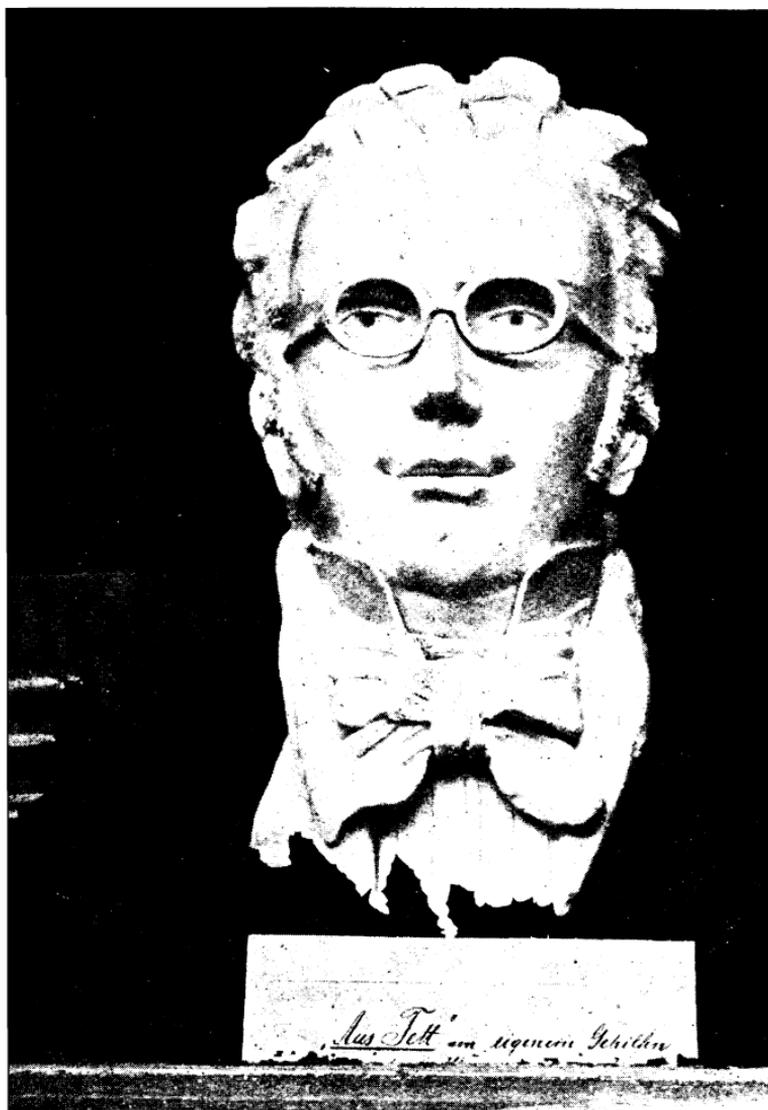
Schubertfeier

Der zur Republikfeier parallel gerichtete Unsinn ist die Schubertfeier. Nicht nur ein Unglück, auch ein Unsinn kommt selten allein. Gilt, wie oben gezeigt wurde, die Feier der Geburt der Republik insgeheim eigentlich dem Tode der Monarchie, so gilt die Feier des hundertsten Todestages Schuberts im Grunde dem Geburtstage Schuberts, kann nur ihm gelten; denn was hätte es für einen vernünftigen Sinn, den allzufrühen Tod eines Beglückers der Menschheit zu feiern, und zwar ausgerechnet durch die Aufführung jener unvollendeten Symphonie, deren beklagenswerte Unterbrechung eben jener gefeierte Todestag verschuldet hat? Aber rede

einer mit den sensationslüsternen Vertretern des Gast- und Staatsgewerbes! Sie werden es nie kapieren, daß ein bedrückender Staat nur durch seinen Tod, ein beglückender Mensch aber nur durch sein Leben populär werden kann. Doch gerade weil's ein Unsinn ist, wurde und wird mit Begeisterung drauflosgefeiert. Der Kommerzgeist tobt sich durch Verquickung jedes Pofels mit dem Bildnis Schuberts derartig aus, daß Schubert, wenn er das erlebt hätte, die Frage in seinem Lied „Der Wegweiser“: „Was vermeid' ich denn die Wege, wo die andern Wandrer gehn?“ mindestens als überflüssig empfunden hätte.

Den Gipfel der Schubertverehrung aber scheint, wie ich als Lokalpatriot freudig feststellen muß, diesmal nicht Wien, sondern Graz erklimmen zu haben. Im Schaufenster des Geschäftes eines Fleischhauers mit dem symbolischen Namen Hackl in der Leonhardstraße steht seit einigen Wochen eine bereits in Verwesung übergegangene Büste Schuberts aus Rindsfett, die sich, von einem Lorbeerkranz umgeben, bemüht, den dort sonst noch zur Schau gestellten Leichenteilen eine künstlerisch-vegetarische Note zu verleihen. Vor dieser Büste eines offensichtlichen Bildhauertalentes, das von der fleischfressenden Menschheit gezwungen wird, als komische Figur zu wirken, steht eine Tafel mit folgender Legende: „Aus Fett“ von eigenem Gehilfen aus freier Hand und ohne Modell angefertigt. Die geheimnisvollen Gänsefüßchen, die das Fett einrahmen, sind vermutlich vom Geschäftsinhaber ebenfalls aus freier Hand und ohne Modell angefertigt. Diese Tafel ist nun so hinter den Rahmen des Fensters gerutscht, daß nur mehr die erste Zeile sichtbar ist: „Aus Fett“ von eigenem Gehilfen. Welche Stadt kann sich noch einer solchen Schubertverehrung rühmen, welche besitzt noch einen Bürger, der sich kurz entschlossen aus dem eigenen Fett ein Bildnis des geliebten Meisters schafft? Die bekannte Frage: Was fehlt Graz zur Musikstadt? ist unberechtigt

geworden. Denn das Einzige, was Graz noch dazu gefehlt hat, besitzt es nun. Dieses:



Dämmert es endlich?

Im „Tag“ vom 29. Oktober ist das folgende sichtbare Zeichen eines unsichtbaren Druckfehlerengels erschienen:

Es wurde seinerzeit berichtet, die Gemeinde Wien beabsichtige, dem Professor Wagner-Jauregg, der vor kurzem sein Ehrenjahr absolviert hat und von der Leitung der psychiatrischen Klinik zurückgetreten ist, einen neuen Wirkungskreis zu eröffnen.

Wie verlautet, soll nun Professor Wagner-Jauregg schon in der allernächsten Zeit in der Eigenschaft eines Beraters an die Landes-Heil- und -Pflegeanstalt für Geisteskranke Am Steinhof berufen werden, wo er voll- auf Gelegenheit finden wird, sein hervorragendes Können in den Dienst der leitenden Menschheit zu stellen.

Ein Hoch! der Gemeinde Wien, die endlich zur erlösenden Tat schreitet und die leitenden Menschen dem Irrenarzte überantwortet. Die leidenden werden es ihr danken. Jetzt und immerdar.

Antworten des Herausgebers

Literat. Es war ja vorauszusehen, daß nach jener Veröffentlichung in der Fackel, von der in Nr. 41 berichtet worden ist, die verschiedensten Leute, die schon einmal ganz im geheimen Herz auf Schmerz gereimt haben, behaupten würden, die Gedichte des irrsinnigen Schlossers Piehowicz stammten von ihnen. Die Möglichkeit, so mit einem Schlage der von Kraus anerkannte größte derzeit lebende deutsche Lyriker zu werden, war zu verlockend. Besonders groß ist das Geriss' um das Gedicht „Junge Tänzerin“ (Nr. 41, S. 23). Zuerst behauptete ein gewisser Paul Zech in der „Literarischen Welt“, Piehowicz habe dieses Gedicht unter Weglassung einer Strophe und einigen Abänderungen von ihm abgeschrieben, und nun taucht in der Vossischen Zeitung vom 3. November ein Herr Michael Gesell auf und schreit, dies sei nicht wahr, das Gedicht stamme von ihm und er ganz allein sei unser größter lyrischer Zeitgenosse. Auf diesen Erguß stürzt sich wieder am 6. November Lippowitz wie ein literarischer Raubvogel mit gezückter Schere; ein Schnitt —

und die Tatsache, daß Paul Zech als erster die Autorschaft für sich reklamiert hat, ist aus der Welt in den Papierkorb geschafft, ein zweiter Schnitt und etwas Kleister — und das Neue Wiener Journal ist unter dem Titel „Eine Riesenblamage des Karl Kraus“ um einen zugkräftigen Artikel reicher. „Stürmisches Gelächter geht durch alle literarischen Kreise. Karl Kraus, der Unfehlbare, der sich selbst zum Lord-Oberrichter über Gerechte und Ungerechte erhoben hat, ist soeben von seinem Schicksal ereilt worden. Man hat einen Grubenhund auf ihn gehetzt, der ihn so gründlich gebissen hat, daß ihn kein Serum mehr von der Lächerlichkeit heilen kann, die an seinen kritischen Feldzügen von jetzt ab haften bleiben wird. — — — Da hilft kein nachträgliches Herausreden mehr. Er hat sich bis auf die Knochen blamiert“, so jubelt Lippowitz, der blamierteste zeitgenössische Mitteleuropäer. Und dann zitiert er den Artikel Gesells bis auf jenen Absatz, der von Paul Zechs Reklamation berichtet und sich deshalb nicht fürs Wiener Journal eignet, weil er den behaupteten Grubenhund verwässern und die Vermutung auftauchen lassen könnte, daß dieser Herr Gesell selbst ein Grubenhund ist, der da vor aller Augen Lippowitz in die Plattfüße beißt. Gesell behauptet, das Gedicht „Junge Tänzerin“ stamme von ihm. „Man hat es vor Jahren in einer illustrierten Zeitschrift lesen können“, sagt er. Überdies sei das Gedicht pseudonym erschienen, „denn der Verfertiger schämte sich ein wenig über dieses Gedicht“. Da legst du nieder und stehst nimmer auf! Eine pseudonyme Angelegenheit reinsten Wassers, so wahr das griechische Wort „Pseudos“ auf Deutsch „Lüge“ heißt! Die Zeitschrift wird nicht genannt, der Verfasser ist ein Verfertiger und wird ebenfalls nicht genannt, der Jahrgang wird nicht genannt, ja nicht einmal das Pseudonym wird genannt und aus alledem folgt mit zwingender Logik, daß niemand anderer als der Herr Gesell der Autor sein kann. Er sagt es und Lippowitz glaubt es. Ja warumperl hat sich denn der Herr Gesell über das Gedicht geschämt! Vielleicht deshalb, weil er nicht weiß, daß schämen mit dem Genitiv konstruiert wird? Aber was hat das mit diesemlyrischen Kleinod von einem Gedicht zu tun, über das man sich höchstens wundern kann, wenn man erfährt, daß einer, der nicht Deutsch kann, behauptet, es verfertigt zu haben? Und überhaupt: seit wann werden solche Gedichte verfertigt? Und aus welchem Material? Doch halt! Eine kleine Andeutung macht uns da ja der Herr Gesell. Er zitiert das ganze Gedicht und schließt daran, statt Achtung vor solchen angeblichen Träumen seiner Jugend zu haben, folgende Bemerkung über den wunderbaren Vergleich der Tänzerin mit einer Glockenblume: „Sollte man wirklich meinen, daß ein Schlosser dieses Gedicht geschmiedet hat? . . . Kommt das Bild mit der Glocke

und Glockenschwengel (das „der“ ist von Lippowitz! Anm. d. Herausgebers) nicht geradezu aus der Metallbranche?“ Angehts einer solchen Bestialität gegenüber einem Kunstwerk gibt es nur zwei Möglichkeiten: Entweder ist das Gedicht von Gessel, dann ist der Artikel nicht von ihm; oder der Artikel ist von ihm, dann ist das Gedicht nicht von ihm. Ist aber tatsächlich beides von ihm, dann ist Kraus glänzend gerechtfertigt. Denn ob das Gedicht nun von einem Irrsinnigen oder von einem Blödsinnigen ist, ist doch wahrhaftig schon gepufft wie gesprungen.

Zeitungsleser. Die Reichspost ist derzeit entschieden das kriegerischste Blatt Österreichs. Die sogenannten „Missionswochen“, die die katholische Geistlichkeit jetzt in 115 Kirchen Wiens veranstaltet, haben sie völlig aus dem Häuschen gebracht. Der Weihwedel wird ins Tintenfaß getaucht und Schwertgeklirr und Weihwasserwogengeprall sind deutlich vernehmbar. „Katholische Männer! Denkt euch, es stände heute euer alter Feldmarschall, der gute Pater Abel, noch vor euch. Was würde er in dieser hochwichtigen Stunde zu euch sagen? Er würde nicht viel Worte machen, er würde einfach rufen: Katholiken, an die Front und in den Schützengraben! Amen.“ Mit diesen Fanfarenstößen, auf die das Wort Amen wie die Faust aufs Auge paßt, schloß der Erzbischof Piffel seine Eröffnungsrede zu den Missionswochen. Jetzt wissen die Katholiken wenigstens, wohin sie gehören, falls sie es seit dem Krieg schon wieder vergessen haben sollten. Piffel freilich kann den Krieg nur von ferne und von hinten mit seinem Segen begleiten, denn er bliebe mit seinem Bauch rettungslos in jedem Schützengraben stecken und die strammste und die geradeste Front erhielte durch seine Wampe eine durchaus unerwünschte Ausbuchtung, die die Freidenker zu einem Flankenangriff reizen könnte. Eigentlich ist's ja eine Schande, wenn die katholische Kirche heute wieder dort ist, wo sie vor 1500 Jahren war und wenn sie in der römischen Provinz Noricum von neuem mit dem Missionieren beginnen muß. Aber kein Gedanke daran beschwert diese Gehirne, die jetzt als neuestes Exkrement die Idee des „Laienapostolats“ geboren haben. Da die kurzen Röcke der Weiber den Priesternachwuchs dezimiert haben, sollen Laien mithelfen, die zu kurzen Einnahmen aus dem Peterspfennig wieder zu verlängern. Apostel, nicht mehr und nicht weniger, sucht die Reichspost unter ihren Lesern. Nebenbei aber sucht sie unter diesen (siehe Inseratenteil vom 1. November) noch einen andern Heiligen: „Expeditionsleiter gesucht, der nach Neuguinea fahren soll, um von dort 300 kräftige Papuas, die vor einigen Wochen bekanntlich holländische Steuerbeamte aufgefressen haben, nach Deutschland für Schaustellung und andere Zwecke zu holen. Ausführliche

Angebote schnellstens an Hans Stosch, Sarrasani; Cottbus bis 31. Oktober, Bautzen 1.—4. November.“ Dieses Inserat füllt den sechsten Teil einer Seite aus und wird hoffentlich seine Wirkung tun. Irgendein reisiger Leser der Reichspost, des Schützen-grabenkrieges ums Laienapostolat überdrüssig, wird sich schon finden. Und auch ich will des guten Zweckes wegen ein Auge zudrücken und gegen den Chefredakteur Funder vorläufig noch keine Anzeige bei der Staatsanwalt wegen Vorschubleistung zum Menschenraub (§ 90 des Österreichischen Strafgesetzbuches!) erstatten. Aber nur unter der Bedingung, daß unter den „anderen Zwecken“, von denen das Inserat spricht, die Verwendung sämtlicher Papuas bei den Steuerbehörden des Inlandes gemeint ist.

Republikaner. Ja, Sie haben recht! Etwas Unglaubliches ist geschehen: Seipel hat seit Antritt seines Amtes zum erstenmal an einer Republikfeier teilgenommen; und zwar an der am 10. November von den Wiener Hochschulen veranstalteten. Es war eine eigenartige Feier. Die deutschnationalen Studenten begrüßten die sozialdemokratischen mit dem Rufe: „Pfui, Juden! Juden hinaus!“ und warfen sie aus der Aula hinaus; denn im Studentenlied fürchten sie zwar, wie sie versichern, „nur Gott da droben, sonst aber nichts auf dieser Welt“, in der Praxis des Alltags aber fürchten sie nur die Konkurrenz der Juden da drunten, sonst aber nichts in jener Welt. Ein sozialdemokratischer Student wollte mit Gewalt wieder in die Aula eindringen und wurde „daher“ der Wache übergeben. Denn Gewalt zu verüben ist natürlich sträflich. Die anderen sozialdemokratischen Studenten aber, die sich insoferne auch an den Gewalttaten beteiligt hatten, als sie sich erfrecht hatten, deren Objekte zu sein, wurden von der Polizei mit Gummiknüppeln von der Rampe vertrieben; denn seit dem 15. Juli 1927 liegt Mistelbach mitten in Deutschnationalien, wo die Eichen und die Gummiknüppelbäume wachsen und Schober, der Recke, rätselvoll Rückertsche Runen raunt. „Einige Störenfriede“, heißt es im Bericht eines bürgerlichen Blattes weiter, „konnten es sich nicht versagen, am Ende der Feier Hochrufe auf die Republik und den Sozialismus auszubringen!“ Eine bei einer Republikfeier geradezu unerhörte Herausforderung! Seipel aber tönte in seiner Rede: „Viele Menschen in unserem Staate, darunter auch reine Idealisten, denken heute mit tiefem Schmerz an die Zerstörung des alten Staates, weil sie nur schwer in der Enge des jetzigen kleinen Staates atmen können.“ Ins Allgemeinverständliche übersetzt, bedeutet „atmen“ soviel wie „verdienen“, „Enge“ soviel wie „mangelndes Absatzgebiet“ und „reiner Idealist“ soviel wie „Seipel“. Oder hat Seipel je geleugnet, ein reiner Idealist zu sein? Na also! Es war eine eigenartige Feier.

BUCHHANDLUNG
RICHARD LANYI, WIEN
I. BEZIRK, KÄRNTNERSTRASSE Nr. 44

BIETET AN:

KARL KRAUS:

„DIE FACKEL“

Jahrgang I bis XXVII, Nr. 1 bis 723
(April 1899 bis März 1926). In 30 hand-
gebundenen Liebhaberhalbfranzbänden
Das Exemplar ist tadellos neu erhalten
und alle Umschläge der „Fackel“ sind
mitgebunden. Gelegenheitskauf ersten
Ranges.

PREIS S 1200.—

DAS NEBELHORN

ist in Graz in der Buchhandlung Donner & Truppe, Stubenberggasse 7, und bei den weniger ängstlichen Buchhändlern und Trafikanten erhältlich; in Wien in der Buchhandlung Richard Lányi, I., Kärntnerstraße 44. Generalauslieferung für Österreich: Goethe-Buchhandlung (Paul Sonnenfeld) Wien IX., Liechtensteinstraße 16.



BEZUGSBEDINGUNGEN:

Für Österreich:

24 Nummern	Schilling 12.—
12 Nummern	„ 6.50
6 Nummern	„ 3.50

Für Deutschland:

24 Nummern	Mark 9.—
12 Nummern	„ 5.—

Für die Länder des Weltpostvereines:

24 Nummern	Schw. Fr. 14.—
12 Nummern	„ „ 7.—

Probenummern jederzeit kostenlos. Bestellungen sind an den Verlag „Das Nebelhorn“, Graz, Jakominigasse 38, zu richten; Zahlungen aus Österreich an das Postsparkassenkonto Nr. 15.320; aus Deutschland an das Postscheckkonto Leipzig Nr. 17.760; aus dem Ausland nur mit internationaler Postanweisung an den Verlag.

Eigentümer, Herausgeber, Verleger und verantwortlicher Redakteur:
Dr. Herbert Müller-Guttenbrunn, Schriftsteller, Stübing bei Graz.
Druck: Ludwig Kunath, Graz, Jakominigasse Nr. 38.